

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Milian.

Roman von Marie Lenzen-Sebregond.

5)

(Nachdruck verboten.)

Aber er zeigte sich zu wahrhaft wohl erzogen, um ihre Befürchtungen zu rechtfertigen, und erwiderte einfach. „Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, gnädige Komtesse, wenn Sie die Frau Gräfin und den Herrn Grafen von meiner Absicht, mich ihnen in Tennenborn vorzustellen, unterrichten wollen. Denn, wie bereits gesagt, ich muß morgen eine kleine Reise antreten, welche mir erst nach mehreren Tagen die Rückkehr in diese Gegend gestattet wird.“

„Sie halten sich hier in der Nähe auf, Herr zur Sprenge?“ fragte Fräulein von Marlstein.

„Ich wohne in der Nähe, mein gnädiges Fräulein; das heißt, etwa 20 Kilometer von Tennenborn, in Astenberg.“

„Astenberg?“ besann sich Fräulein von Marlstein; „nur 20 Kilometer von hier? — Sonderbar, daß ich den Namen noch nie gehört habe.“

„Es ist leicht erklärlich, gnädiges Fräulein, denn es ist ein noch ziemlich neuer Name, weil Astenberg ein noch neues Besitztum ist.“

„Es ist neu? In welchem Stile ist es denn erbaut? Man liebt es jetzt, den gothischen nachzuahmen. Eaten Sie das auch?“

„Sie stellen viele Fragen auf einmal, liebe Emma,“ bemerkte Clarisse lächelnd.

„Sie sind jedoch leicht zu beantworten,“ sagte zur Sprenge artig. „Nicht ich, sondern mein verstorbener Vater baute Astenberg. An einen besonderen Baustil hat er dabei wohl kaum gedacht; doch ist das Haus geräumig und hat hübsche, gefällige Verhältnisse. Die übrigen Bauwerke sind tüchtig und solide, die Gärten schön und fruchtbar. Sie liegen gleich dem Wohnhause im Schutze eines ausgedehnten Hochwaldes, mit dessen Ausläufern sich die letzten Gebüsche des kleinen Parkes vereinigen, der die Blumenparterres umgibt.“

„Ihr Heim muß eine anmutige Lage haben,“ meinte die Komtesse.

„Als solches betrachte ich das immerhin hübsche Astenberg nicht, wenn ich auch häufig dort bin. Meine eigentliche Heimat ist in Rambertshagen, einer kleinern Besizung mit einem grauen, alttümlichen Hause, das meine liebe Mutter bewohnt.“

„Ihre Mutter lebt noch?“

„Zu meiner Freude, meinem Glücke. Mit ihr würde ich zu viel, würde ich alles verlieren. Ich habe keine Geschwister und nur einige entfernte, mir auch fern stehende Verwandte, die mir wenig zusagen. Und meine teure Mutter vereinigt alles in sich, was der stolze Sohn an der Mutter zu lieben und zu bewundern wünschen kann.“

„Sie sind glücklich,“ sprach Clarisse feuchten Auges. „Ich, die ich meine Mutter so früh verlor, kann es ermessen.“

„Verzeihen Sie, Komtesse, daß ich den Schmerz um einen Verlust in Ihnen weckte, der freilich nie ganz überwunden werden kann,“ bat zur Sprenge, und der warme Ausdruck in seinem dunklen Auge und in seinen berebten Lippen unterstützte seine Worte. „Ich weiß, wie groß der Wert der edlen Frau war, welche Sie betrauern; denn ich

vernahm oft und von Menschen aus den verschiedensten Ständen das Lob ihrer seltenen Eigenschaften.“

„Sie haben die Frau Gräfin nicht gekannt?“ fragte Fräulein von Marlstein.

„Nein, meine Gnädige. So lange mein Vater lebte, kam ich selten in diese Gegend; auch war ich einige Jahre außer Landes, in Belgien und England. Dann unternahm ich noch eine Erholungsreise nach Italien, wurde aber nach kaum einmonatlichem Aufenthalte in Rom, wo ich ein Vierteljahr bleiben sollte, zurückgerufen, weil mein guter Vater gefährlich erkrankt war. Er hat sich nie mehr ganz erholt, und ein Jahr nach meiner Rückkehr in die Heimat verlor ich ihn. . . . Aber ich unterhalte Sie von meinen Angelegenheiten, und Sie erwarten in sehnlicher Spannung die Heimkehr des Grafen und der Frau Gräfin nach langer Abwesenheit,“ sagte er, sich erhebend.

Die Abschiedsgrüße wurden ausgetauscht und die Frauen sahen sich wieder allein.

Aber nicht auf lange. Kaum hatten sie einige wohlwollende Bemerkungen über ihren neuen Bekannten gewechselt, als der betäubende Lärm einer Ankunft vornehmer Reisenden alle Echo in dem weiten Hofe von Tennenborn weckte. Hufschläge, Räderrollen, laute Menschenstimmen und das Bellen verschiedener Hunde, das Auf- und Zuvorfen von Wagenschlägen und Türen und der Schall nahender Schritte tönten ineinander. Der hinaus-eilenden Clarisse traten bereits in dem erwärmten, blumengeschmückten und glänzend erleuchteten Vorsaale der Graf und seine Gemahlin entgegen.

An die Rechte wandte die Komtesse sich zuerst. Sie legte mit warmer Freundlichkeit ihre weichen Arme um die dürstige Gestalt der Gräfin und sagte mit aufrichtiger Herzlichkeit: „Sei mir willkommen, innig willkommen in deiner neuen Heimat, liebe Claudia.“

„Ich danke dir, Clarisse,“ entgegnete die Gräfin in einem Tone, der besser zu den Worten: „Laß mich in Ruhe, du Lästige,“ gepaßt haben würde. Und während sie ihrer Schwägerin flüchtig die blasser Wange bot, machte sie sich fast zugleich aus ihren Armen los. Emma von Marlstein streifte sie bloß mit einem absichtlich zerstreuten Blick, und den ebrerbietigen „Willkommensgruß“ des Fräuleins beantwortete sie nur noch zerstreuter: „Ich danke, ich danke Ihnen;“ dann schritt sie mit hochmüthiger Achtlosigkeit an ihr vorüber in den Salon. Die beiden andern Damen und der Graf folgten ihr.

Dieser hatte seine Schwester lebhaft, fast freundlich begrüßt und wandte sich jetzt mit ungewohnter Artigkeit auch zu Fräulein von Marlstein.

Claudia hatte sich am Ramin in Clarissens Sessel geworfen und gähnte verschiedene Male.

Clarisse ließ sich neben ihr nieder und sagte freundlich: „Die Reise hat dich wohl zu sehr ermüdet, arme Claudia; sonst würde ich dich bitten, dir die schönen Sträucher anzusehen, die unser alter Andreas dir zu Ehren gebunden hat.“

„Wenn ich auch nicht so ganz zerschlagen wäre,“ entgegnete die Gräfin, den Kopf tief in den Stuhl zurücklegend, „so könnte ich mich doch nicht für Sträucher interessieren, die ein alter Menich gemacht hat. hem. ich am

„Schöllensblüten gibt es jetzt nicht,“ meinte Graulein von Marlstein; „die sind freilich lieblicher und duftiger als diese geruchlosen Blumen.“

„Ich liebe überhaupt keine Blumen, Fräulein.“ versetzte Claudia mit einem so lebhaften Anfluge von Ungeduld, als ihr Zustand gestattete.

„Du irrst, Claudia,“ mischte jetzt ihr Gemahl sich ein; „du liebst zuweilen doch auch Blumen. Hätte ich dir in London nicht den Mosaiktisch mit dem Rosen- und Aemmonenstraufe gekauft, du wärdest sehr unzufrieden gewesen sein.“

„Ach, das ist etwas anderes; den wollte ich nicht wegen der Blumen, sondern weil mir für mein Zimmer ein Mosaiktisch fehlte.“

„Ei wie? Warst du denn nichts außer dir in deiner Bewunderung der schönen Rosen?“

„Ja, aber nicht, weil es Rosen, sondern nur, weil sie so gut gemacht waren. Hätte der Künstler, statt der Blumen, eben so schön gemachte kleine Teller mit Biskuits oder Mahmitörchen auf dem Tische angebracht, ich würde sie eben so sehr bewundert haben.“

Fräulein Emma schaute verwundert drein, und um Clarissens Lippen spielte ein leichtes, schnell unterdrücktes Lächeln.

Der Graf zog sich jetzt in seine Zimmer zurück, um sich zur Tafel umzukleiden. Claudia wollte im Reiseanzug speisen, und weil die beiden andern Damen bereits in voller Toilette waren, blieben sie mit ihr im Salon.

Eine halbe Stunde später führte der Graf Claudia zum ersten Male als seine Frau in den Speisesaal zu Tennenborn. Er tat dies mit großer Höflichkeit, und Höflichkeit, ja Steifheit herrschte unter der kleinen Tafelrunde, bis man sich wieder vom Tische erhob. Man blieb dann noch eine Stunde im Salon beisammen, und nun erzählte Clarisse ihrem Bruder von dem Besuche, den zur Sprengung heute in Tennenborn gemacht hatte.

„Wie, der schöne Günther war hier?“ fragte die Gräfin, die geleerte Kaffeetasse mit solcher Unachtsamkeit auf den Rand des Tisches stellend, daß sie ohne Clarissens Dazwischkunft ihr in den Schoß gefallen sein würde.

„Der schöne Günther?“ fragte der Graf mit einem Blick finsterner Mißbilligung auf seine Frau.

„Nun ja, der schöne Günther.“ versetzte Claudia durchaus nicht eingeschüchtert. „Mein Vater, Gladenbed und überhaupt alle Welt nennt ihn so.“

„Du solltest aber so familiäre Bezeichnungen für einen Fremden nicht nachsprechen.“

„Einen Fremden! Als ob zur Sprengung nicht sehr bekannt in Clapphorst und Papas besonderer Liebling wäre.“

„Ist er das? — Seit wann kenn ich ihn denn?“

„O, seit er von seinen Reisen zurück ist. Papa sagt, er sei außerordentlich geschickt und tüchtig.“

„Dein Vater hat ein treffendes Urteil, und somit ist seine gürstige Meinung über Herrn zur Sprengung von großem Werte für den jungen Mann.“ sagte Milian. „Um so mehr freut es mich, daß wir ihn zu unserer Festlichkeit eingeladen haben. Das erinnert mich, daß ich noch diesen Abend mancherlei mit Hüllmann zu besprechen habe. . . Du solltest nicht zu lange mehr aufbleiben, Claudia, und auch Clarisse sieht ermüdet aus. Gute Nacht also; gute Nacht, Fräulein von Marlstein.“ Und mit einer steifen Verbeugung den Salon verlassend, überließ der Graf den Damen den Rest des Abends zu freier Verfügung, um sich selbst in wichtige Beratungen mit seinem Haushofmeister zu vertiefen.

Die Gräfin und Fräulein von Marlstein suchten bald ihre Ruhestätte auf. Clarisse aber saß noch lange wachend und in tiefem Nachdenken über die Ereignisse der letzten Stunden in ihrem Gemache. Ihre Hoffnungen auf ein glückliches Leben an der Seite ihrer Schwägerin waren sehr herabgestimmt worden; aber sie war, zu ihrem eigenen Erstaunen, nicht sehr beunruhigt darüber. Was war die Ursache dieses Gleichmutes? Sie vermochte es nicht zu ergründen und hörte endlich auf, darüber zu grübeln, um sich mit kindlichem Stolz die Worte wieder ins Gedächtnis zu rufen, durch welche Günther zur

5. Kapitel.

Es war am Tage vor dem großen Feste in Tennenborn. Den wilden Regengüssen der letzten Wochen war seit vierundzwanzig Stunden frostiges, aber klares Wetter gefolgt. Graf Stammegat war erfreut darüber und verspürte nicht wenig Lust, diese willkommenen Aenderung in der äußern Natur einer billigen Rücksichtnahme des Himmels auf seine Wünsche zuzuschreiben.

In Tennenborn waren zahlreiche Fremdenzimmer eingerichtet worden und daneben eben so viele bescheidene Schlafstuben. Bis in die Giebelkammern der hohen Dächer hinein waren Bürste und Staubbesen tätig gewesen, hatte man Teppiche gelegt, Betten aufgeschlagen, Spiegel aufgehängt und Toiletteische daneben gestellt, um Raum für die jungen Grafen und Freiherren zu gewinnen, für welche sich kein Platz in den für ihre Väter und Mütter, Oheime und Tanten bestimmten eleganten Gemächern mehr fand.

Der schon in ruhigen Zeiten sehr selbstbewußte Küchenchef zu Tennenborn waltete in unnahbarer Laune in den ungeheuern Küchen- und Kellerräumen, und der vielerfahrene Haushofmeister hatte so viel zu bedenken, anzuordnen, zu loben, zu tadeln und zu befehlen, daß es ihm Mühe kostete, die Würde seiner schönen Silberloden und seines wichtigen Amtes aufrecht zu erhalten. Ja, ein junger, naseweiser Laſai wollte wirklich bemerkt haben, daß sich in dem leicht rötlichen, sonst so mild ernsten Anfluge des Herrn Hüllmann ein Zug von großer Aufregung verraten habe.

Von allen diesen Unruben, Sorgen und Mühen wurden die Damen in Tennenborn durchaus nicht, der Graf selbst kaum berührt. Ihm brachten sie sogar einiges Vergnügen ein. Hatte er doch das Bewußtsein, daß die vielen Unterredungen, welche er mit dem Koch und dem Haushofmeister führte, das Meiste zum Gelingen des Ganzen beitrugen, während seine beiden unglücklichen Bediensteten nichts so sehr scheuten, als diese Unterhaltungen mit ihrem hochgeborenen Herrn.

Zur selben Zeit waren nach eingenommenen Essen der Graf und seine Hausgenossen im kleinen Salon versammelt. Die Gräfin lag auf einem Ruhebett, eine Zigarette rauchend; ihr Gemahl ging gleichfalls rauchend im Zimmer auf und ab, zuweilen an den Tisch tretend, um an seiner Kaffeetasse zu nippen; Fräulein von Marlstein stidte und die Komtesse las.

In dieser Verfassung blieb die kleine Gesellschaft so lange, bis die Gräfin mit ihrer Zigarette zu Ende war; dann richtete sie sich auf und sagte in gereiztem Tone: „Du bist entsetzlich langweilig durch dein ewiges Lesen, Clarisse.“

„Störe sie doch nicht, Claudia,“ sprach der Graf tadelnd.

„Claudia stört mich durchaus nicht,“ nahm die Komtesse freundlich das Wort, ihr Buch schließend. „Ich las nur, weil ihr, du und Claudia, vorhin jede meiner Bemerkungen so einsilbig beantwortet habt, daß ich glaubte, ihr hättet nicht Lust, euch zu unterhalten. Wenn Ihr aber plötern wollt, um so besser; denn was kann es ane- gmeres geben, als ein Plauderstündchen an einem Winterabend, wenn Lampenlicht und Kaminfeuer wetteifern, das Zimmer gemüthlich zu machen.“

„Wie gerne ließe ich mich in eine kleine Plauderei ein,“ sagte der Graf ziemlich laut, aber doch wie zu sich selbst redend, „wenn ich nicht von einer so schweren Sorge gequält wäre.“

Claudia blickte verwundert, aber mit völliger Ruhe zu ihm auf. Clarisse dagegen fragte rasch und mit warmer fast zärtlicher Theilnahme: „Dich drückt eine ernste Sorge, Milian?“

(Fortsetzung folgt.)

Regimenter.

Es gibt wenig deutsche Regimenter, die sich nicht eines mehr oder minder scherzhaften Spignamens erfreuen dürfen. Entweder sind es die verschiedenen Truppenteile selbst, die sich gegenseitig derartige Bezeichnungen beilegen und dadurch Zeugnis ablegen für den guten Humor, der im deutschen Heere herrscht, oder aber es ist der Volksmund, der solche Spottnamen erfindet und damit zeigt, in welcher herzlichen Verhältnis die Bewohner der Garnisonstädte zu „ihren“ Regimentern stehen. Denn was sich liebt, das neckt sich.

Meist ist es die Uniform oder ein Teil derselben, der zu den oft recht spaßhaften Bezeichnungen den willkommenen Anlaß bietet. So heißen die Zweieundneunziger wegen der schwarzen Uniform, die seinerzeit das Braunschweig-Deß'sche Freikorps getragen, noch heute die „Schornsteinfeger“. In gleicher Weise brachten die blauen Waffenträger den Trainsoldaten den lieblich klingenden Namen „Weißendragonen“, der ihnen jedenfalls angenehmer in den Ohren klingen mag, als das etwas höhnisch lautende Wort „Zwiebackfutscher“, womit sie auch manchmal beehrt werden. Die Mannschaften vom 108. Regiment müssen es sich gefallen lassen, wegen ihrer schwarz-grünen Gewandung „Rufbuttel“, „Schwarze Teufel“, „Feuerbägel“ oder „Wischschachteln“ genannt zu werden, und die Bezeichnungen „Mehlsäcke“ für die Kürassiere, „Leuchtkäfer“ für die roten, „Papageien“ für die grünen Husaren und „Laubfrösche“ oder „Grünspiechte“ für die Jäger kommen ebenfalls von der Uniformfarbe her. Das gleiche gilt für die drollige Bezeichnung „Spinat mit Ei“ für die schlesischen grünen Husaren.

Besonders gern klammert sich der Soldatenhumor an die Achselklappen der einzelnen Truppenteile. So erfreut sich das Regiment Nr. 116 wegen seiner weißen Schulterklappen des drastischen Namens „Schneeschipper“, während das Infanterieregiment Nr. 115 seinen roten Achselklappen und dem gleichfarbigen Kragen die Bezeichnung „Backsteinbrenner“ verdankt. Die gelben Schulterklappen des Regiments Nr. 118 machten dessen Mannschaften zu „Goldhäutchen“ oder „Kanarienvögeln“, eine Bezeichnung, die übrigens auch dem 4. bayerischen Infanterieregiment zuteil wurde, weil es früher gelbe Aufschläge besaß. Auch sonst knüpfen die Spignamen gern an die Farbe der Aufschläge an. So nennt der Volksmund das 2. Infanterieregiment, dessen Aufschläge früher schwarz waren, „Totengräber“, die 3. Garde-Mann mit ihren gelben Aufschlägen „Butterbägel“. Die Soldaten des 85. Infanterieregiments heißen wegen ihrer roten Kragen „Rotehlchen“.

Neben der Farbe sind es besonders die Buchstaben und Zahlen der Achselklappen, die zu allerlei scherzhaften Bezeichnungen Anlaß geben. Das A. des 4. Garde-Grenadier-Regiments führte zu dem Spignamen „die Alphabeter“, während die Bregelform der Ziffer 8 das achte Infanterieregiment zur „Bregelgarde“ avancieren ließ. Das B. auf der Schulterklappe des früheren Ballon-Detachements regte zur Bildung des Spottnamens „Bengel“ an, während das L. der Lustschifferabteilung in entsprechender Weise mit „Lämmel“ erklärt wurde. Das auf die Königin Olga hindeutende O. des 119. Infanterieregiments führte zu der Bezeichnung „Regiment Null“ und das E. auf den Schulterklappen des in Schöneberg stehenden Eisenbahnregiments ließ die „Schöneberger Engel“ entstehen. „Kronen-Engel“ werden die Garde-Grenadierregimenter wegen der Krone über den Namenszügen genannt und die beiden Einser des Infanterieregiments Nr. 11 gaben Anlaß zu den Spignamen „Streichhölzer“ oder „Trommelschläger“.

Viele Truppenteile verdanken ihrem Regierungsbezirk oder ihrem Standorte mehr oder minder humorvolle Spignamen. „Leineweber“ heißen beispielsweise die Mannschaften des 7. bayerischen Infanterieregiments, das sich meist aus den oberfränkischen Industriegebieten rekrutiert, „Oberkofaken“ die Soldaten vom 2. Mannenregiment, das in der Nähe der Oder garnisoniert ist. Auch prächtige Eigenheiten bieten Anlaß zu mancherlei drolligen Spignamen. So werden die Mannschaften des 55. Infanterieregiments, die meist aus Lippe-Deimold stammen und in ihrem Plattdeutsch „Pulpe“ für Pseife sagen, „Pulpen-

und da deren in der Gegend von Braunsberg viele vorkommen und von den Jägern oft Übersprungen werden müssen, kam jene sonderbare Benennung auf. Die meistfällige Bezeichnung „Raahsmännchen“ für ein Zweieinhalb-Silbergroschenstück trug dem Infanterieregiment Nr. 13 den Beinamen „Raahsmännchen“ ein, und weil man den Mannschaften des Regiments Nr. 108 nachsagte, daß sie weidlich zu fluchen verstünden, hieß man sie „Dammichbäcker“.

Wegen ihrer Blechkürasse werden die Kürassiere häufig auch „Klempner“ genannt, während sich das 1. Garderegiment wegen seiner Blechmützen als „Blechköpfe“ bezeichnen lassen muß.

Manche dieser Spignamen stellen in Wahrheit Ehrentat des betreffenden Truppenteils wachhalten. So heißen die 1. Gardedragonen von der glänzenden Attade bei Mars-la-Tour her noch heute die „Viktoreiter“, und von dem aufmunternden Ruf der Westfalen in der Schlacht bei Belle-Alliance: „Gade tau“, schlag zu, mit dem sie die Franzosen mit dem Gewehrkolben zusammenhieben, erhielt das Infanterieregiment Nr. 16 den Beinamen „Gade-tauer“.

Für die meisten der in und bei Berlin liegenden Garderegimenter hat der Spreewälder Volksmund allerlei spitzige Bezeichnungen aufgebracht, von denen wir bereits einige oben mitgeteilt haben. Die Leute vom 1. Garderegiment zu Fuß nennt er die „Weißgesiegelten“, und zum Unterschied davon die Garde-Füsiliers in der Chausseestraße die „Selbstgesiegelten“. Diese erfreuen sich außerdem noch des mehr bekannten Spignamens „Mailkäfer“, oder in Berliner Mundart „Mailbeber“, weil sie früher als Garde-Reservebataillon in Potsdam und Spandau standen und alljährlich um die Mailkäferzeit nach Berlin zu den Paraden kamen. Dieser Beiname ist im Lauf der Zeit zum gern getragenen Ehrentitel geworden und an dem Offizierskasino des Regiments ist ein großer plastischer Mailkäfer angebracht worden, wie dieses Tier denn überhaupt auf den Feldflaschen, Spazierstöcken und Erinnerungsbändern der Reservisten mit Stolz getragen wird. Seltsam ist, daß die Kaiser-Alexander-Grenadiere als „Kartoffelschäler“ bezeichnet werden. Die Garnisonsfama will wissen, daß sie im Kriege von 1866, als das ganze Korps sich mit Pellkartoffeln im Schlafrock begnügte, auf Gerichten mit geschälten Kartoffeln bestanden und daher diesen Spottnamen erhielten. Die Grenadiere des Königin-Augusta-Regiments, die früher in Koblenz standen, werden „Rheinladetten“, die Schützen in Großlichtersfelde, die zur Zeit der Zugehörigkeit Neuschatels zu Preußen in dieser Schweizer Stadt standen, werden „Neuschateller“ genannt. Die Gardehusaren heißen „Strippenjungs“, die Garde-Feldartilleristen „Pulverköpfe“, die Trainsoldaten „Tempelhofer Husaren“ oder „Königliche Leibfutscher“ und die Leute von der Lustschifferabteilung „Lustfutscher“.

Es würde den verfügbaren Raum bei weitem überschreiten, wollten wir alle Spignamen auf Ursprung und Deutung untersuchen. Es seien darum nur noch kurz die folgenden aufgeführt: „Sackratten“ für die 12. Kompanie des 1. Königl. Sächsischen Leibgrenadierregiments Nr. 100; „prima Paddenstecher“ für die ersten Garde-Mann und „Sandhasen“ für das Regiment Nr. 101.

Siegbert Salter.

Seltene Auszeichnungen im Heere.

Wie die besondere Tapferkeit des einzelnen Soldaten durch Orden und Medaillen ihren auch äußerlich in die Erscheinung tretenden Lohn findet, so waren die Heeresverwaltungen von jeher darauf bedacht, daß auch hervorragende Leistungen ganzer Truppenteile in einer Weise belohnt wurden, die nach außen hin zu wirken imstande war und Jahrhunderte hindurch zur Nachahmung anspornte. Schon das Altertum kannte solche Auszeichnungen in Form von dünnen Bronze-, Silber- oder Goldplatten, den sogenannten phalerae, die mit Reliefs geschmückt waren. Sie wurden ursprünglich einzelnen Kriegern für vollbrachte Heldentaten verliehen und auf einer

auf dem Brustpanzer und am Riemenzeug der Pferde getragen. Später wurden sie auch ganzen Truppenteilen zugesprochen und an der Fahne angebracht.

In neuerer Zeit sind es namentlich Ehrentrompeten und Signalthörner, die einzelnen Regimentern verliehen wurden, um die Erinnerung an ehrenvolle Taten wachzuhalten. Vor allem ist dieser Brauch in Rußland üblich. Schöne, aus Silber gefertigte und mit dem Bande des Georgsordens umwundene und daher Georgstrompeten genannte Hörner werden in vielen russischen Regimentern als kostbarster Schatz aufbewahrt. Eine ganz eigenartige und gerade im gegenwärtigen Augenblick bemerkenswerte Auszeichnung dieser Art besitzt die österreichisch-ungarische Armee in dem silbernen Signalthorn, das seit dem Jahre 1849 von dem Feldjägerbataillon Nr. 10 geführt wird und dem seitens des Bataillons die Ehren einer Fahne erwiesen werden. Rund um den Schalltrichter trägt dieses einzigartige Horn die Inschrift: „Dem tapferen 10. Feldjägerbataillon die italienische Armee unter dem Sieger Radetzky 1848“. An der Windung, dem Mundstück zugekehrt, ist ein Doppeladler angebracht, der ein Schildchen mit folgenden Worten trägt: „Monte Verico Kopal rust.“ Noch heute ist im österreichisch-ungarischen Heere der Aufmunterungsruf: „Kopal rust!“ üblich, den Italienern aber mag er gegenwärtig wenig erfreulich klingen.

Noch einer anderen Art von Ehrentrompeten im österreichisch-ungarischen Heere mag bei dieser Gelegenheit gedacht werden, die zwar ebenfalls als Auszeichnung aufzufassen sind, aber nicht wegen bestimmter Taten verliehen wurden. Es sind das die Ehrentrompeten, die Kaiser Franz Joseph bei seinem 50jährigen Regierungsjubiläum im Jahre 1898 jenen Regimentern verlieh, deren Inhaber er ist. Diese prachtvoll gearbeiteten, aus Silber gefertigten Instrumente sind mit 200 dukatenschweren goldenen Medaillen geschmückt und werden in den Ehrentrompeten der betreffenden Regimenter mit besonderer Sorgfalt gehütet.

Manchmal sind die Auszeichnungen im Heere ganz absonderlicher Natur. So besitzt das 1. und 2. Dragonerregiment Nr. 14 das eigentümliche Vorrecht, daß seine Reiter — keinen Schnurrbart tragen dürfen. Dieses „negative Privilegium“ rührt von der Tatsache her, daß sich die Biergeher als unbärtiges Regiment bei **Kolin** ganz besonders ausgezeichnet hatten. Außerdem kann sich dieses Regiment rühmen, der einzige Kavallerie-Truppenteil im österreichisch-ungarischen Heere zu sein, der eine Standarte besitzt, was ebenfalls als eine besondere Auszeichnung betrachtet wird.

Vielfach enthält auch die Ausrüstung bestimmter Regimenter gewisse Zierraten, die ihnen zur Erinnerung an ehrenvolle Ereignisse verliehen wurden. Das 2. britische Dragoner-Regiment (Royal Scots Greys) beispielsweise führt den auf einem Donnerkeil ruhenden Adler des französischen Kaiserreiches zum Andenken daran, daß in der Schlacht bei Belle-Alliance der Sergeant Ewart den Adler des 45. französischen Linienregiments erbeutete.

Im 18. Jahrhundert war besonders die Verleihung bestimmter Marsche an ein Regiment als Mittel zur Auszeichnung beliebt. Zahlreich sind die Abzeichen, die manchen Truppenteilen zum gleichen Zweck verliehen wurden. Hierher gehören beispielsweise der Gardestern auf den Kartuschen der beiden Leibhusaren-Regimenter, die 1808 aus dem Totenkopf-Regiment entstanden, die Brustschilder der ersten beiden Kürassier-Regimenter, die silbernen Panzerketten und Büchsenköpfe an der Eschappa, die in Oesterreich-Ungarn von den Offizieren des 2. Ulanenregiments getragen werden, und die Haarbüschel mancher Regimenter. Eine besondere Art der Auszeichnung bildeten die sogenannten Gnadenbriefe, wie z. B. das Kürassierregiment Königin einen solchen für Hohenfriedberg erhielt, und gewisse Privilegien, wie sie dem österreichisch-ungarischen Dragonerregiment Nr. 8 für die Treue und Tapferkeit erteilt wurden, die es im Jahre 1619 bewiesen hatte.

In diesem Zusammenhange sei noch der sogenannten Dotationen gedacht, die neben der Auszeichnung eine meist sehr bedeutende Belohnung darstellen und hervorragenden Heerführern zugesprochen wurden. So votierte das englische Parlament, was im gegenwärtigen Kriege besonders interessieren wird, dem jetzigen Kriegsminister Lord Salisbury seinerzeit eine Geld-Dotation von 50 000 Pfund

jährlich, also einer Million Mark. Fast die gleiche Summe, nämlich eine Million Franken, erhielt 1809 jeder französische Marschall von Napoleon, während Davoust jährlich 180 000 Franken bekam. Auch in Deutschland wurden nach 1866 und 1870–71 einigen Truppenführern bedeutende Dotationen zugesprochen. Nach dem Siege von Hochstadt und Blenheim erhielt der Herzog von Marlborough außer einem großen Landgute noch ein für ihn erbautes Schloß, das zur Erinnerung an jenen Sieg Blenheim-Castle getauft wurde. In Japan wurde sogar nach dem siegreichen Kriege mit China (1894–95) vom Parlament dem Mikado eine Dotation von 40 Millionen Mark aus der Kriegsschadigung votiert.

Kurt Hohenfels.

Haus und Hof.

Seid sparsam mit dem Bindegarn!

Nb. Schon im verfloßenen Erntejahr herrschte große Knappheit in Bindegarn; die Preise waren infolgedessen sehr hoch. Für die Ernte 1916 ist natürlich eine Verschärfung dieser Sachlage zu erwarten. Deshalb sollten schon jetzt Maßnahmen getroffen werden, um dem zu erwartenden Mangel nach Möglichkeit vorzubeugen. Dies kann vor allem dadurch geschehen, daß das in diesem Jahre bei der Ernte verwendete Bindegarn auf das sorgfältigste beim Dreschen gesammelt wird. Es muß und wird unseres Industrie dann schon auf irgend eine Weise gelingen, diesen mit Knoten versehenen Bindfaden zu brauchbarem Bindegarn wieder zu verarbeiten, denn die Faser als solche ist doch vorhanden. Zudem macht das Sammeln der Bänder bei der Dreschmaschine durchaus keine Schwierigkeit; viele Landwirte lassen sie schon seit Jahren sammeln, bei Gelegenheit wieder zusammenknüpfen, um sie dann bei dem Einbinden von Rübensamen, Pferdebohnen u. dergl. mit bestem Erfolg zu verwenden.

Verhaltensmaßregeln für das Stallpersonal.

Nb. Sei dem Tier ein Freund, nicht ein Peiniger. Behandle die Tiere, besonders die furchtsamen, selbst auch die bössartigen, jederzeit mit Geduld. Vor allem beachte dies beim Beschlagen vor der Schmiebe. Halte im Stall immer auf Reinlichkeit und Ordnung. Sorge für reine, gute Luft. Halte in der Fütterung genaue Zeit und genaues Maß. Sorge für gefundes und sauberes Wasser. Reinige öfters mit heißem Wasser die Tröge und Trinkgeschirre. Auch das Tier selbst halte so rein wie möglich; es wird seinen Wert steigern und sein Gedeihen fördern. Gömme dem Tiere auch die nötige Ruhe und Sorge, daß es diese auf sauberer Streu genießen kann. Bräse die Geschirre öfters, ob sie auch passen, damit die Tiere bei der Arbeit nicht unnötig belästigt und gequält werden. Die Reitsche gebrauche nur im Notfall, dann wird das Tier dir anhänglich und folgsam sein. Bedenke immer, daß Grausamkeiten und Mißhandlungen gegen die Tiere wider die Gebote und den Willen Gottes verstoßen, ferner auch sehr oft den Wert der Tiere vermindern.

Unser Kartoffelvorrat für das neue Erntejahr.

Nb. Noch den für die Kartoffelernte günstigen Ausblick darf man mit einem Ernteertrag von über 500 Millionen Doppelzentner rechnen. Davon sind für die menschliche Ernährung etwa 150 Millionen Doppelzentner erforderlich, zur Erödung und gewerblichen Verwendung 50 Millionen und für Saatkartoffeln 70 Millionen Doppelzentner. Es werden mithin wohl jedenfalls 230 Millionen Doppelzentner Kartoffeln für Futterzwecke zur Verfügung stehen. Dazu kommen noch erhebliche Reserven aus der vorigen Ernte. Die Reichsstelle für Kartoffelverwertung hatte noch Anfang des Monats des Monatsvertrags und des Heeresvertrags noch 4 Millionen Doppelzentner zur Verfügung, die der Verarbeitung zugeführt werden konnten. Es wurden davon in Kartoffelschnitzeln 0,5 Mill. Doppelzentner und zu Leodenkartoffeln fast 1 Mill. Doppelzentner verarbeitet. Der Rest des Ueberflusses wurde mit 1,8 Millionen Doppelzentnern zu Stärke und 0,8 Millionen Doppelzentnern zu Branntwein verwertet.